



Verantwortl. Redakteur: Anton Stelle,  
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“  
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

**Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.**

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

**Neunter Sonntag nach Pfingsten.**

**Evangelium nach dem heiligen Lukas 19, 41-47.** „In jener Zeit, als Jesus Jerusalem näher kam, und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: Wenn doch auch du es erkennst, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! nun aber ist es vor deinen Augen verborgen.“ — „Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Walle dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrängen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern, und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast.“ — „Und als er in den Tempel kam, fing er an die Käufer und Verkäufer, die darin waren, hinaus zu treiben.“ — „Und er sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zu einer Ränberhöhle gemacht.“ — „Und er lehrte täglich im Tempel.“

**Die Kirche Jesu Christi.**

**VIII.**

Vier Tage vor Seinem Leiden hielt Jesus Seinen feierlichen Einzug in Jerusalem. Und als Er nun der Stadt näher kam, weinte Er über sie und sprach: „Wenn du es doch erkännst an diesem deinem Tage (der Gnade), was dir zum Frieden dient; nun aber ist es deinen Augen verborgen!“

Als Mensch vergießt der Herr Thränen über das künftige Schicksal Jerusalems, das Er als Gott voraussieht. Er sieht die Zerstörung des herrlichen Tempels, der prachtvollen Stadt, — und weint! Wem gelten diese Thränen? Etwa den herrlichen Säulen des Tempels, die demnächst fallen und zerbrechen werden, wenn die Wogen des Feuermeers sich hinwälzen durch die mächtigen Hallen? oder gelten sie dem kunstreichen Gehälte aus Cedernholz vom Libanon, das, von der Feuerlohe erfasst, prasselnd zusammenstürzen wird? oder gelten sie gar den stolzen Palästen von Jerusalem, die dem Boden gleich gemacht werden? — Nein, sagst Du mit Recht, lieber Leser, die Thränen des Herrn gelten den unglücklichen Bewohnern Jerusalems, die durch ihre Verstocktheit, mit dem Ruin der Stadt und des Tempels, ihr eigenes Verderben und das Verderben ihrer Kinder herbeiführten.

An die Stelle des Jerusalem des Alten Bundes trat die Kirche Jesu als das Jerusalem des Neuen Bundes; als Hohepriester waltet nun Petrus, der ehemalige Fischer aus Galiläa, den der Herr Selbst, wie wir sahen, zu Seinem obersten Stellvertreter erkoren hatte.

Schlagen wir nun noch einmal die Evangelien auf, so überzeugen wir uns leicht, lieber Leser, daß überhaupt die ganze Sprechweise der Evangelisten und Apostel diesen Vorrang des Petrus schon erkennen läßt; denn dieser Apostel wird immer zuerst und als der

Erste hingestellt. Bald ist Petrus allein mit Namen bezeichnet, und die andern elf Apostel nur im allgemeinen erwähnt (Mark. 1, 36 u. 1. Kor. 15, 5) — bald ist Petrus genannt, und hierauf erst folgen die Namen der übrigen Apostel (Luk. 6, 14 u. Apostg. 1, 13.) — bald wird Petrus ausdrücklich der Erste genannt (Matth. 10, 2). Aber vor Petrus wird niemals ein anderer Apostel genannt. Petrus tritt auch meistens auf und redet oder wirkt vor und für alle andern Apostel.

Warum das? War er etwa der älteste, der zuerst vom Herrn berufene Apostel? Nein, sein Bruder Andreas war früher berufen. Oder war er etwa dem Herrn dem Fleische nach am nächsten verwandt? Nein, das war Jakobus, der Jüngere. Oder war er der bevorzugte Liebling des Herrn? Auch nicht: das war Johannes. — Der Grund ist und kann nur dieser sein, daß Petrus sowohl selbst wie auch die übrigen Apostel aus den Reden und Handlungen Jesu wußten und fortwährend bemerkten, daß der Herr ihn zu Seinem Stellvertreter bestimmt habe.

Schlagen wir nun die Kirchengeschichte auf, so finden wir, daß auch die Nachfolger des hl. Petrus die oberste Gewalt in der Kirche immer beansprucht und ausgeübt haben. Sehr interessant und lehrreich ist der hier folgende Fall. Nicht lange nach dem Tode des hl. Petrus war in der Kirche von Korinth (in Griechenland) eine Spaltung ausgebrochen. Die Korinther wandten sich darum an den Nachfolger des hl. Petrus, an den Papst Clemens I. in Rom. In seiner Antwort wies dieser sie scharf zurecht in einem langen, herrlichen Briefe, der, wie die hl. Schrift selbst, lange Zeit in fast allen Kirchen vorgelesen wurde. Dieser Vorfall ist höchst bedeutsam und von der göttlichen Vorsehung vielleicht deshalb zugelassen worden, damit auch die weniger anmerksamen Christen schon

**Kirchenkalender.**

- Sonntag, 20. Juli.** Neunter Sonntag nach Pfingsten. Elias, Prophet. Evangelium nach dem h. Lukas 19, 41-47. Epistel: 1. Korinther 10, 6-13. ● St. Lambertus: Fest des hl. Stadtpatrons des hl. Apollinaris. Morgens 9 Uhr feierliches Hochamt, 1/11 Uhr Auszug der Reliquien-Prozession. Nachmittags 5 Uhr Festpredigt nach derselben feierliche Andacht zu Ehren des hl. Apollinaris und Verehrung der Reliquien. Während der Oktav ist morgens 9 Uhr feierl. Hochamt, nach demselben Verehrung der Reliquien u. nachmittags 5 Uhr Festandacht. ● St. Martinus: Morgens 7/8 Uhr gemeinschaftl. h. Kommunion für die Schule an der Martinstraße. Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marian. Männer-Sodalität. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Maran. Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 21. Juli.** Daniel, Prophet.
- Dienstag, 22. Juli.** Maria Magdalena. ● St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Segensandacht.
- Mittwoch, 23. Juli.** Apollinaris, Bischof u. Martyrer. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.
- Donnerstag, 24. Juli.** Christina, Jungfrau und Martyrin. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr gestiftetes Segensamt.
- Freitag, 25. Juli.** Jakobus, Apostel. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht.
- Samstag, 26. Juli.** Anna, Mutter Mariens. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt für die Pfarre.

vom Anfange her merken sollten, wer denn jetzt nach dem Tode des heiligen Petrus der oberste Stellvertreter Christi sei. Warum haben denn die Korinther sich an den Bischof von Rom und nicht vielmehr an den damals noch lebenden Apostel Johannes gewandt? Johannes war doch als Apostel persönlich unfehlbar; er war der Lieblingsjünger Jesu gewesen; er lebte in Ephesus, mitten in den Ländern mit griechischer Sprache, welche die Muttersprache der Korinther war, während in Rom die Lateiner waren, von denen die Korinther waren unterjocht worden; auch wäre die Seefahrt nach Ephesus beträchtlich kürzer gewesen, als die nach Rom.

Ungeachtet all dieser Gründe haben die Korinther ihre kirchlichen Angelegenheiten damals nicht dem hochangesehenen Apostel Johannes, sondern dem Nachfolger des heiligen Petrus, dem Papste Clemens, vorgelegt und seine Anordnungen und Aufträge gehorsam vollzogen. Und mit vollem Rechte; denn nicht irgend ein anderer Apostel, sondern Petrus allein ist Christi oberster Stellvertreter, und, wenn Petrus gestorben ist, nur der rechtmäßige Nachfolger Petri, der römische Bischof, der Papst.

Die römischen Päpste haben, wie schon gesagt, die apostolische Vollgewalt auch immer beansprucht und ausgeübt, obwohl ihnen daraus fast unendliche Drangsale und Verfolgungen erwachsen, während es in unzähligen Fällen ganz leicht gewesen wäre, das Bistum Rom allein — also ohne den apostolischen Vorrang über alle Bischöfe und die ganze Kirche — zu verwalten. Und andererseits die Bischöfe und Völker und Fürsten haben diesen Vorrang des Papstes nicht nur anerkannt, sondern die Ausübung der damit verbundenen Rechte und Pflichten auch verlaugt und sich danach gerichtet.

Der Leser wird nun fragen: was diese Vollgewalt des Papstes denn in sich begreife? Nach der Lehre der allgemeinen Concilien ist dies folgendes:

1) der Papst hat nicht nur den Vorrang der Ehre vor allen übrigen Bischöfen, nicht nur die Aufsicht und Leitung über alle, sondern wirklich die oberste bischöfliche Gerichtsbarkeit, kraft welcher er die ganze, ihm anvertraute Herde Gottes weiden, leiten und regieren muß; er hat die Gewalt, Gesetze zu geben und über deren Befolgung zu wachen, darüber Urteilsprüche zu fällen, Strafen zu verhängen und auszuführen;

2) diese Gewalt ist im wahren und vollen Sinne eine allgemeine, die sich über alle Glieder der Kirche erstreckt. Alle Gläubigen und alle ihre Hirten, mögen sie nun niederen oder hohen oder höchsten Ranges sein, mag man sie einzeln oder in ihrer Gesamtheit betrachten, — alle schulden dem Papste Unterwürfigkeit und wahren Gehorsam, und zwar nicht nur in Sachen des Glaubens und der Sitten, sondern auch in allem, was die Regierung der Kirche auf der ganzen Welt betrifft.

Doch genug für heute. Ich kann aber nicht schließen, ohne einen Punkt zu berühren, den unsere getrennten Brüder, die Protestanten, absolut nicht begreifen, nicht fassen können: es ist der freudige Gehorsam und die kindliche Ergebenheit und Liebe, die wir Katholiken allesamt, Bischöfe, Priester und Laien, dem Papste entgegenbringen. Wir Katholiken sind uns darüber ganz klar: Jesus, unser Herr und Erlöser hat es so gewollt, und Er hat diesen Seinen Willen kundgegeben in dem an Petrus gerichteten Worte: „Weide Meine Lämmer, weide Meine Schafe!“ (Joh. 21.)

### Anglerfreunden in der Sommerfrische.

Von Dr. Gustav Petters.

Die außerordentliche Beliebtheit, deren sich das Angeln bei Alt und Jung erfreut, dürfte nicht zum wenigsten darauf zurückzuführen sein, daß die Anschaffungskosten der zur Aus-

übung der Angelfischerei notwendigen Dinge nur geringe sind, und es ferner so leicht, ja fast nur wie eine anmutige Spielerei erscheint, die Angel in das erste beste Fischwasser auszuwerfen, um alsbald ein fürwichtiges Fischlein herauszuziehen, welches neben der objektiven Freude an der Beute auch einen Genuß verspricht, der bei den immer steigenden Preisen der besseren Süßwasserfische nicht für jedermann zu den Alltäglichkeiten gehört.

Auf den Fischfang zu gehen, ist eine Verlockung, die in der Sommerfrische besonders nahe liegt. Nicht am Hause vorbei rauscht der Bergbach, in dem der Gastwirth in einem durchlöchernten Kasten die Forellen aufbewahrt, die er dem Sommerfrischler um schweres Geld verkauft. Wie wäre es da, wenn man selber einmal sein Glück versuchte? den Angelstock schneidet man sich; eine Angelschnur mit Schwimmer und Haken ersticht man um wenige Nickel beim ersten besten Krämer; ein Duzend Regenwürmer als Köder sind auch schnell aufgetrieben, und bald steht der Kobize erwartungsvoll am Bachstrand, aber nicht „ruhevoll, kühl bis an Herz hinan“ wie Goethes Fischer, sondern zitternd vor Aufregung, den Kork des Schwimmers betrachtend, dessen heftige Bewegung ihm zeigen wird, daß ein Fischlein angebissen hat. Aber die Viertelstunden vergehen und dehnen sich zu Stunden. Immer wieder wirft er seine Angel aus. Die zitternden, blendenden Sonnenlichtreflexe auf dem Wasserpiegel wirken ermüdend auf das Gehirn, bis der Angler selig entschlummert; oder es packt ihn, wenn er sich wirklich unter krampfhaftem Augenverdrehen wach erhalten hat, nach ein oder zwei Stunden die unerschütterliche Ueberzeugung, daß es in diesem Wasser überhaupt keine Fische giebt, während in Wahrheit die Schuld nur der Angler allein trägt, der eben dies Handwerk nicht versteht.

Der Fisch, dem wir auf der Stufenleiter der Intelligenz irtümlicher Weise eine tief stehende Sprosse anweisen, ist eben klüger als sein Verfolger glaubt, und das Angeln will gelernt sein. Wer Resultate sehen will, darf nicht glauben, daß es zu jenem geschäftigen Mühsiggang gehört, der den Anschein einer Thätigkeit erweckt, ohne Nachdenken und Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Zum sachgemäßen Betrieb der Angelfischerei gehört in erster Linie ein gutes Angelgerät. Wer ein Glückskind ist, fängt zufällig auch mit der oben beschriebenen primitiven Angel einmal einen stattlichen Fisch; ob er ihn dann aber auch wirklich landen kann, ist schon eine andere Frage.

Am besten siffst es sich mit einer Laufangel, deren Namen davon herrührt, daß die Schnur nicht fest mit der Spitze der Angel verbunden ist, sondern von dort aus durch ein System von Ringen bis zum Griffende hinunterläuft, wo sie über eine leicht bewegliche Rolle gewickelt ist. Der 5 bis 6 Meter lange Angelstock, mit dem man den beköderten Haken weit über die Wasseroberfläche hinwegwerfen kann, muß aus festem, biegsamem und zugleich doch leichtem Material sein, und ist des leichteren Transports wegen in 2 oder 3 in einander verschraubbare Teile zerlegbar. Mit einer solchen Angel kann man auch einen größeren Fisch leicht erobern, weil, sobald dieser angebissen hat und zu flüchten sucht, die Schnur von der Rolle abläuft, wodurch ein Bruch der Angelspitze und ein Losreißen des Fisches mit oder ohne Mitnahme des Hakens vermieden wird.

Für die Angelschnur, die mindestens 25 bis 30 Meter lang sein muß, ist das beste Material rohe, in 6 bis 10 Strängen geflochtene und gefirniste Seide, während das sogenannte Vorfach, d. h. der vorderste, den Haken tragende Teil der Schnur aus Pferdehaaren, Renntiersehnen oder fester Darmseide angefertigt sein muß, die dem Durchbeißen widerstehen. Ein grauer, grünlicher oder bläulicher Anstrich empfiehlt sich, damit der Fisch durch eine grelle Farbe nicht aufmerksam und

mistränsch gemacht wird. Besonders gilt letzteres für den Schwimmer, der, wenn man auf kleinere Fische geht, aus einer starken Federpose bestehen kann. Rechnet man auf größere Beute, so muß ein Kork als Schwimmer dienen, der aus Gedankenlosigkeit vielfach noch immer zinnoberrot angestrichen wird, und die Fische auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam macht, während eine unauffällige, graue Farbe die zweckmäßigste ist. Schwimmer und Kork müssen selbstredend verstellbar sein, damit der Haken, der erwarteten Fischgattung entsprechend, tief in das Wasser hinabgelassen werden kann, wo er durch Senker, das sind kleine Bleiplättchen, die am Vorfach befestigt sind, in der Tiefe gehalten wird. Von dem übrigen Werkzeug zum Angeln sei hier nur noch als für größere Fische unentbehrlich der Köcher erwähnt, ein Netz von der Form der Schmetterlingsnetze, das in einem Drahtreifen hängt und zum Ausheben eines bis an die Oberfläche gebrachten stärkeren Fisches dient, unter dessen Gewicht, wenn man ihn wie kleine Fische herausjähnen wollte, der Angelstock brechen oder die Schnur reißen würde.

Als die beliebteste Standplätze der Fische gelten Buchten am Uferlande mit etwas größerer Wassertiefe, wo das Wasser nicht in heftiger Bewegung ist.

Auch Tageszeit und Witterung sind nicht gleichgültig für den Erfolg. Am besten eignen sich die Morgenstunden bis 10 Uhr, weil da die Fische am hungrigsten sind; dann läßt ihre Freßlust nach, und es ist eine ziemlich vergebliche Plage, ihnen in den ersten heißen Nachmittagstunden nachzustellen, während die Abendstunden wieder einen besseren Fang versprechen. Bedeckter Himmel ist günstiger als ein klarer, blendend heller Sonntag, und die meisten Fischarten beißen am leichtesten an, wenn ein Gewitter heranzieht.

Gerade der delikateste aller Süßwasserfische ist aber bei Gewitterstimmung nicht zu haben. Es ist dies die Forelle, deren Fang wohl das amüsanteste Vergnügen für denjenigen Sommerfrischler ist, der die Natur anderswo als auf dem Lawn-Tennisplätze genießen will. Obgleich diesem Edelräuber unserer Bäche wegen seines leckeren Fleisches allenthalben so eifrig nachgestellt wird, daß große Forellen von Pfundschwere und darüber schon zu den Seltenheiten gehören, sind die Bachforellen doch in fast jedem schneller fließenden und nicht zu arg verunreinigten Gewässer der Gebirgs- und Hügelländer zu finden, dessen Temperatur im Sommer nicht allzu hoch steigt. Wenn man von ihrer Ausrottung durch den Menschen spricht, so läßt dabei manche Uebertreibung mit unter und man übersieht, daß die Frühjahrs- und Sommerhochwässer, mindestens ebenso gefährliche Feinde sind, weil sie zahllose Forellen nach Löchern im Bachbett verschlagen, in denen bei der nachfolgenden Austrocknung der letzteren der Fisch zu Grunde gehen muß. Ihr schönes silberfarbenes rotgesprenkeltes Kleid behält die Forelle nur in den nur vorübergehend getrübbten, sonst aber kristallklaren Fluten der Gebirgsbäche. Wo sie sich dagegen an ein undurchsichtigeres Wasser anpassen muß, nimmt sie eine dunklere, fast schwärzliche Färbung an. Geiräbig, wie kann ein zweiter Bewohner unserer Gewässer, wächst sie sehr schnell, und da auch für ihre künstliche Aufzucht viel geschieht, wird sie noch lange nicht auf die Liste der aussterbenden Tiere kommen.

Weil kein Fisch sich mit solcher Leichtigkeit, wie die Forelle, über die stärksten Stromschnellen in die Höhe arbeitet, schreibt man ihr irtümlicherweise zu, daß solche sprudelnden Wasserstellen ihr liebster Aufenthalt seien. Dies ist jedoch nicht der Fall, und das Angeln an solchen Orten hat nur deswegen eine gewisse Berechtigung, weil die Forelle im stark bewegten, schäumenden Wasser nicht scharf zu äugen vermag und den Angler nicht leicht gewahrt. Solchen unnützen Anstrengungen geht auch sie gern aus dem Wege und hält sich dort auf, wo die Kraft des Wassers schon

etwas gebrochen ist. Am besten fängt man sie mit zwei bunten, metallglänzenden, künstlichen Fliegen, die übrigens mehrmals benutzt werden können. Dabei besteht die Kunst des Anglers hauptsächlich darin, die Angel so zu führen, als ob das eine, am Vorfach höher angebrachte Insekt anzufressen bemittelt sei, während das andere eine ertrunkene Fliege markiert. Man muß sich dabei stets so stellen, daß der Schatten des Angelernden nicht auf das Wasser fällt.

Wer es mit der Fischerei wirklich ernst nimmt, sollte es nicht unterlassen, sich — ebenso, wie der Jäger ein Schießbuch führt — ein Büchlein anzulegen, in dem er einträgt, wo, wann, mit welchem Ködern und mit welchem Erfolge er gefischt hat; denn die Kunst des Angelns ist der des Jagens mindestens ebenbürtig, da man jede Fischart in ihren Eigentümlichkeiten genau kennen, mit ihrer Intelligenz rechnen und genau wissen muß, wo man den betreffenden Fisch zu suchen hat. Auf steinigem Grunde wird man eben keinen Hecht und im Rohre keinen Barsch bekommen. Mit Sachkenntnis betrieben, ist aber das Angeln das gerade Gegenteil einer stumpfsinnigen Beschäftigung, für die es von nicht wenigen angesehen wird. Es erhebt sich vielmehr zu einer Kunst, die den, welcher einmal Geschmack daran gefunden hat, nicht mehr losläßt.

### Beim Zahnarzt.

Von Josepha Bogn.

Ich hatte zur Feier des Tages wieder einmal unser Familien-Leibgericht serviert: Rinderbraten nebst „schleissem Himmelreich“. Es war eine Freude zu sehen, wie es meinen Leuten schmeckte, — mein Mann ging dem Braten mit der größten Energie zu Leibe und Ernstchen tranchierte schon den zweiten Klotz. Als er eben wieder ein Stück zum Munde geführt hatte, ließ er plötzlich Messer und Gabel fallen.

„Au,“ rief das Kind aus und hielt sich die rechte Backe, „ich habe mir einen Knochen in den Zahn gebissen.“

Mein Mann lachte und ich sagte verweisend: „Aber Ernstchen, sei doch nicht so komisch, in den Kartoffellöcher gibt's doch keine Knochen.“

„Doch,“ beharrte der Junge, „ich hab's ganz deutlich gefühlt. Und jetzt — Mama, — Mamaaa, . . . es fließt sogar Blut,“ damit stürzte er wehklagend in die Küche.

„s ist doch ein ganzer Hehl, Dein lieber Sohn,“ höhnte mein Mann, „wenn er sieht, daß eine Fliege auf ihn zufliehet, da läuft er schon auf und davon.“

Mein Mann besaß die Untugend, unserem Jungen bei jeder Gelegenheit die Courage abzuspochen und deshalb entgegnete ich geärgert: „Das Kind hat nun mal ein weiches Gemüt und kann kein Blut sehen. Es kann nicht jeder ein Mutius scaevola sein.“

„Stimmt,“ meinte mein Mann, „heutzutage muß man eben so klug sein, sich die Finger nicht zu verbrennen. Aber nun sei so gut und sieh' zu, daß der Spektakel in der Küche aufhört, der Bengel macht ja Madan als ob er am Spieße stecke.“

Ich ging zu Ernstchen. Der hockte auf einem Küchenstuhl und schnitt jammervolle Grimassen. „Was hast Du denn, mein lieber Sohn?“ fragte ich teilnahmsvoll.

„Mama,“ stöhnte der Junge, „mir geht's schon wie der Großmama: ich kann mein ganzes Gebiß rausnehmen.“

„Willst Du wohl nicht so vorlaut sein,“ zürnte ich, „erstens ist das bei Großmama nicht der Fall und zweitens dürfen Kinder sowas überhaupt nicht sagen.“

„Aber da sieh' doch her,“ meinte Ernstchen, „die Zähne wackeln alle.“

Und wirklich: im Oberkiefer waren zwei oder drei Zähne locker, die erste Zahngarnitur nahm Abschied um der zweiten Platz zu machen. Da die Zähnen schon ganz lose im Zahnfleisch hingen, mußte es ein Leichtes sein, dieselben vollends zu entfernen.

„Komm her mein Herzchen,“ redete ich dem Jungen gut zu, „ich will Dir die kleinen Dinger heranziehen, das thut gar nicht weh, das merkst Du kaum.“ Und als ich merkte, daß Ernstchen angstvolle Blicke auf mich warf, fügte ich hinzu: „Wenn Du hübsch still hältst, schenke ich Dir auch eine Apfelsine.“

Das war zwar eine sehr verlockende Aussicht, aber trotzdem näherte sich Ernstchen nur zögernden Schrittes. Und als ich ihm den Kopf festhielt und mit dem Finger an den Zahn klappte . . .

„Du, hu,“ kreischte er auf, „das ist schrecklich, das halte ich nicht aus.“

Nun halfen auch alle Vorstellungen nichts mehr, — der Junge war nicht zu bewegen, sich der schmerzlosen Operation zu unterziehen. Ich klagte meine Not meinem Manne.

„Ich hab' Dir's ja gleich gesagt,“ lachte der, „als Du den Finger hoch gehoben hast, hat Ernstchen geglaubt, es ginge ihm an Kopf und Kragen. Frag' ihn nur, ob er sich nicht meiner Behandlung anvertrauen will.“

Als ich den Jungen anforderte zu Papa zu gehen, stieß ich auf den entschiedensten Widerpruch. „Und wenn Du mir eine ganze Kiste voll Apfelsinen versprichst,“ lamentierte Ernstchen, „von Papa laß ich mir nicht in den Mund setzen. Ich weiß schon, daß der mich nicht mehr wird leiden mögen, wenn ich keine Zähne habe.“

„Aber weshalb denn Ernstchen?“ fragte ich erstaunt.

„Weil er erst jetzt, als Tante Bertha zum Besuch war, gesagt, das Gekreische dieser zahlosen Person könne ihm gar nicht imponieren. . . .“

„Das wirst Du wohl falsch verstanden haben, mein Kind,“ suchte ich Ernstchen einzureden. „Außerdem wirst Du ja gar nicht zahlos. Denn sieh mal, wenn die ersten Zähne heraus sind, wachsen Dir neue, größere —“

„Will ich gar nicht haben,“ unterbrach mich der Junge, „wenn die alten, kleinen schon so weh thun, wie mag das erst bei neuen, großen sein?“

Es war mit Ernstchen absolut nichts anzufangen, er blieb dabei, daß er seine alten Zähne behalten wolle. Von neuem holte ich mir bei meinem Manne Rat.

„Schick' den Burschen rüber zum Zahnarzt,“ riet der, „der wird nicht viel Federlesens machen. Sobald Ernstchen einmal auf dem Operationsstuhl sitzt, ist's um seine Zähne geschehen.“

Ich hielt nun Ernst einen längeren Vortrag über die segensreiche Thätigkeit der Zahnärzte im Allgemeinen und des Doktor Wendler im Besonderen. Es gab keine gute Eigenschaft, welche ich demselben nicht andichtete, und als ich sah, daß meine Ausführungen nicht ohne Eindruck blieben, fügte ich hinzu: „Du brauchst also nur hinüber zum Doktor zu gehen und auf der Stelle bist Du den Zahnschmerz los. Denn der wird sich sofort einstellen; es giebt aber nichts Entsetzlicheres als Zahnschmerz. Verspürst Du nicht jetzt schon das bohrende, stechende Gefühl?“

„Ja,“ gab Ernstchen kleinlaut zu.

„Na, siehst Du,“ meinte ich, „das wird immer schlimmer, so daß Du Tag und Nacht nicht schlafen kannst.“

„Am Tage mag ich auch gar nicht schlafen,“ wandte Ernst ein.

„Aber des Nachts, Kind, des Nachts,“ begann ich von Neuem. „Da zählst Du die Stunden, da werden Dir die Minuten zu Ewigkeiten; also thu' mir den einzigen Gefallen und geh' rüber zum Doktor.“

Und Ernstchen machte sich wirklich auf den Weg, — der Junge stand an Mut entschieden keinem Erwachsenen nach!

— Es mochte etwa ein Viertelstündchen vergangen sein, da kam Ernstchen heiter und vergnügt zurück, er hatte also die Operation überstanden und nicht die geringste Thräne stand ihm mehr in den Augen. „Ich gratuliere Dir, mein Sohn, zu Deiner Standhaftigkeit,“ begrüßte ich ihn, „halte Dich nur immer so

wacker, dann wird niemand mehr sagen können, Du hättest vor einer Fliege Angst. Hat es sehr weh' gethan?“

„Nein, gar nicht,“ versicherte Ernst.

„Nun, so erzähle mir doch, was Doktor Wendler zu Dir gesagt hat,“ drängte ich.

„Der hat gar nichts gesagt,“ erklärte der Junge.

„Ja . . .“ ich wunderte mich, daß alles so glatt abgegangen war, „wie sah's denn drin in seinem Wartezimmer aus?“

„Das weiß ich nicht,“ gestand Ernst endlich, „ich war gar nicht drin!“

„Du warst nicht drin?“ staunte ich.

„Nein, Mama,“ erklärte der Junge, „s war nicht mehr notwendig. Auf der Straße noch und auch im Hausflur hatte ich große Schmerzen. Aber die ließen nach, als ich die Treppe hinaufstieg, und als ich oben angekommen war, versüßte ich gar nichts mehr davon. Da hab' ich nicht erst geklingelt, denn wenn man keinen Zahnschmerz mehr hat, braucht man auch keinen Zahnarzt.“

Also Ernstchen hatte doch nicht die Courage gehabt, — im entscheidenden Augenblick hatte er einen beschleunigten Rückzug angetreten. Das durfte ich meinem Manne gar nicht erzählen, das wäre ja Wasser auf seine Mühle gewesen. Außerdem mußten die lockeren Zähne unbedingt heraus, es mußte Platz geschaffen werden für ihre Nachfolger. Vielleicht gelang es, wenn ich Ernstchen begleitete.

„Es scheint mir,“ sagte ich beschelb, „als ob Du Dich geniert hättest, allein zu dem Zahnarzt hinein zu gehen.“

„O nein,“ bestritt Ernst, „ich geniere mich vor Niemandem. Aber ich fürchte, daß mir der Mann was thut.“

„Deine Furcht ist gänzlich unbegründet,“ widerlegte ich, „es wird Dir nichts geschehen. Ich werde jetzt selbst mit Dir gehen, und Du weißt doch, daß ich nicht dulde, daß Dir irgend Jemand auch nur ein Härchen krümmt.“

„Das hast Du auch gesagt, als wir zum Friseur gingen,“ sagte Ernstchen, „und trotzdem hat mir der alle Haare kurzweg abgeschnitten. Und so wird's beim Zahnarzt auch wieder werden.“

„Red' nicht solch dummes Zeug,“ verwies ich den Jungen, „der Zahnarzt ist kein Friseur, — damit nahm ich Ernstchen bei der Hand und machte mich mit ihm auf den Weg. Zuerst schritt mein Sprößling ganz wacker aus, je näher wir aber an das Haus des Arztes gelangten, desto mehr verlangsamten sich seine Schritte. Die Treppe hinauf mußte ich ihn mit sanfter Gewalt schieben, und als der schrille Ton der Korridorlingel durch die Stille schallte, verfärbte er sich und zitterte an allen Gliedern wie Espenlaub. Ein Diener öffnete und ich bugsierte Ernstchen gleich einem wrackten Kahn in das Wartezimmer.

„So zappele doch nicht so,“ schalt ich, „der Doktor wird Dich anlachen, wenn Du nicht standhafter bist.“

„Der mag lachen, soviel er will,“ stöhnte Ernstchen, auf dessen Stirn der Angstschweiß erglänzte, „der braucht sich keine Zähne ansziehen zu lassen, dem thut's also auch nicht weh. Der zwingt mit seinen Zangen nur andere Leute.“

„Aber Kind,“ tröstete ich, „der Doktor hat ja gar keine Zangen.“

„Er hat keine?“ fragte Ernstchen, der sich durch diese Aussicht erheblich erleichtert zu fühlen schien, „nun, da will ich mit zu ihm hineingehen. Aber wenn ich auch nur eine Zange sehe . . .“

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und der viel Gefürchtete erschien auf der Schwelle. Ich trug ihm mein Anliegen vor.

„Na, da komm mal ran, mein Junge,“ meinte der Doktor lachend, „sieh' Dich auf den Stuhl . . . Nun, so komm doch —“, erwartete er Ernstchen, der krampfhaft meine Hand umklammert hielt. Der Doktor wandte sich um und schraubte den Stuhl in die richtige Lage. Da wurde neben demselben ein Tisch-

hen sichtbar, auf dem mehrere große Etuis lagen. Eins derselben öffnete der Zahnarzt, — die durch das Fenster fallenden Sonnenstrahlen ließen eine Menge Zangen, Jänglein und Pinzetten im Glanze ihrer Politur aufleuchten. Als der erste Strahl von dem Metall in Ernstchens Auge blühte, stieß er einen Schrei des Entsetzens aus, riß seine Hand aus der mehrligen und war im Nu aus dem Zimmer verschwunden.

„Also nimm nur Platz, mein Kleiner,“ forderte der Doktor von neuem auf, — „na nu, wo bist Du denn hingekommen?“

„Ach, entschuldigen Sie Herr Doktor,“ karrte ich Ernstchens Verschwinden auf, „dem Jungen muß ein plötzliches Angstgefühl in die Glieder gefahren sein. Er ist nämlich etwas zart befaßt, seine Nerven sind nicht die Stärksten und als er nun die vielen Zangen gesehen hat, mag ihm wohl etwas unheimlich zu Mute geworden sein.“

„Das ist möglich,“ meinte der Zahnarzt, „aber diese Steine des Anstoßes können wir sofort aus dem Wege räumen,“ damit packte er die Etuis sorgfältig in einen Schrank.

„Ich werde wahrscheinlich gar keine Zangen brauchen, die ersten Jänglein weichen gewöhnlich schon dem Druck eines Fingers. Aber wenn es doch nötig sein sollte, so genügt ein ganz kleines Instrument. Um Ihrem Sohn nicht bange zu machen, will ich's in der Manschette verbergen. . . .“ er schob das Jänglein in den Rockärmel, so daß es von Niemand gesehen werden konnte. „Nun schicken Sie mir das Kind nur noch einmal herein. Sie können unbesorgt nach Hause gehen, ich schicke Ihnen dasselbe in wenigen Minuten nach, befreit von seinen Plagegeistern.“

Im Wartezimmer hatte sich Ernstchen hinter dem Ofen verkrochen und es bedurfte des eindringlichen Zuredens, ehe der Junge wieder ans Tageslicht kam. Als er endlich erschien, waren seine ersten Worte: „Siehst Du, er hat doch Zangen gehabt.“

„Ja, die hat jeder Zahnarzt,“ gab ich zu, „aber die sind nur für Erwachsene.“

„Es werden schon für Kinder auch welche da sein,“ behauptete Ernst.“

Ehe wir den Disput noch fortsetzen konnten, wurde drin geklingelt, der Diener trat auf Ernst zu und ehe der sich von seiner Ueber- raschung erholt hatte, war er hochgehoben und ins Operationszimmer getragen. Ich hörte noch laute Männerstimmen, ein unterdrücktes Weinen, dann trat ich den Heimweg an. Mir war, offen gestanden, selbst ganz komisch zu Mute und da war es wohl am klügsten, ich folgte dem Rate des Doktors und ging nach Hause. Hätte ich draußen gewartet und die Klagen meines Ernstchens wären an mein Mutterohr geschlagen, wer weiß. . . . Und während ich mir jetzt diese Situation vergegenwärtigte, mußte ich schon nach meinem Taschentuche greifen, denn das Weinen war mir näher als das Lachen.

Eben wollte ich um die Straßenecke biegen, da blieben meine Füße wie festgenagelt auf dem Trottoir haften: etwas Furchtbares mußte wenige Häuser entfernt passiert sein, denn ein Schrei ertönte durch die stille Straße so durchdringend, so herzbewegend, daß er nur von jemand angestoßen worden sein konnte, der sich in höchster Todesgefahr befand. Dieses Empfinden mußten andere Leute auch gehabt haben, sie kamen aus den Häusern gellend, Fenster wurden geöffnet, jeder wollte erfahren, was denn Schreckliches los sei.

Das Geschrei ertönte immer lauter, es kam näher, — ein Kind stürzte in fliegendem Lauf die Straße herab, ein langes weißes Tuch, dessen Zipfel im Winde flatterten, war ihm um den Hals gewirgt worden, man hatte es wahrscheinlich erdroffeln wollen.

„Mammaa, Mammaaaa!“, . . . um's Himmelswillen, das war ja mein Ernstchen! Ich traute meinen Augen kaum, aber wirklich. . . .“

„Mammaa, er hat doch Zangen für Kinder, in den Ärmel hatte er eine gesteckt.“

Es dauerte geraume Zeit, ehe ich mich so-

welt gefaßt hatte, daß ich Ernstchens Erzählung anhören konnte. Der hatte mit seinem Scharfblick gar wohl gemerkt, daß im Rockärmel des Arztes etwas verborgen war und noch ehe der das Jänglein hervorholen konnte, war Ernst aufgesprungen und hatte in wahnwüthiger Eile die Flucht ergriffen; er hatte sich nicht einmal Zeit genommen, die Serviette abzureißen, die man ihm vorgebunden hatte.

„So“, leuchtete er, „da bin ich wieder. Zu dem Menschen kriegt mich aber niemand mehr und wenn ich vor Zahnschmerz vergehen sollte.“

. . . . Und mein Ernstchen hat auch bis heutigen Tags mit dem „Menschen“ nichts mehr zu thun gehabt, denn ich habe ihm nachts den lockeren Zahn ausgebrochen. Er hat davon gar nichts gemerkt, über einen so herzhaften Schlaf verfügt mein lieber Sohn!

### „König von England.“

Humoreske von Max Feder.

Es ist schon oft genug, namentlich in Anledoteln vorgekommen, daß ein unerfahrener Dorfbewohner, der zum ersten Male eine Residenz besuchte, den Portier einer Gesandtschaft oder eines Hotels für den König oder sonst einen großen Herrn hielt. Aber schwerlich dürfte es der Fall gewesen sein, daß der so Irreführte auch in seinem Irrtum verharrete und sich auf keine Weise davon abbringen ließ, wirklich den hohen Herrn gesprochen zu haben, den er sich einbildete. Ja, in unserer Geschichte war der Bauer, um den es sich handelt, so sehr mit dem falschen König zufrieden, daß er gar keine Neigung verspürte, einen kennen zu lernen, den die anderen für den wirklichen König ausgaben. Die Geschichte verhielt sich folgendermaßen:

In einem kleinen Dorfe der Grafschaft Wales wohnte der Bauer Robert Hall mit Frau und Kindern.

„Alles fährt zur Krönung nach London,“ sagte eines Tages die Frau des Bauern. „Wer doch nur auch auf einen Tag hin könnte!“

„Du hast ja große Hoffnungen im Kopfe,“ erwiderte Robert mürrisch. „Du weißt, daß wir ganz andere Sorgen haben. Wenn ich nicht die gekündigte Schuld von 80 Pfund aufbringen kann, dann wird uns unser kleines Gut über Hals und Kopf verkauft.“

„Gerade deswegen könnte man nach London fahren,“ meinte die Frau nachdenklich.

„Du bist wohl nicht bei Sinnen.“

„Der König soll ein guter Herr sein. Wenn Du zu ihm gehen und ihm um das Geld bitten möchtest —“

„Wie kann man nur so unsinnige Pläne ansprechen!“

Damit war die Sache vorläufig abgethan, aber dem Bauer ging die Sache doch im Kopfe herum, und auch die Frau kam im Gespräch darauf zurück. Es wurden Erkundigungen über die Art und die Kosten der Reise einge- zogen, und da letztere verhältnismäßig gering und die Bauersleute mit Sicherheit überzeugt waren, daß es, wenn sie einmal in London sind, leicht sei, zum König zu gelangen und von diesem das Gewünschte zu erhalten, so unternahm Robert Hall die Reise teils zu Fuß, teils mit der Eisenbahn und langte eines Morgens in der Residenzstadt an.

Während er durch das Gewirr der Straßen schritt und von den sich drängenden Menschen hin- und hergestoßen wurde, begann sein Mut doch zu sinken. Wie sollte er unter all diesen Häusern und Menschen den König finden!

Endlich faßte er sich jedoch ein Herz und fragte eine gutmütig aussehende Frau, wo er den König von England finden könne. Die sah ihn zuerst erstaunt an, rief dann aber mit einem Lächeln des Verständnisses:

„Der ist ganz in der Nähe. Gehen Sie nur hier die Straße hinauf und biegen Sie dann rechts um. Gleich das zweite Haus ist es.“

Man kann sich die Freude des Bauern denken, als er vor dem bezeichneten Hause stand und auf einem Schild mit goldenen Buchstaben

die Worte „König von England“ las. Vor der Hausthür stand ein Mann in betrettem Rock, einen Dreimaster auf dem Kopfe und einen goldenen Stab in der Hand, — dieser prächtig gekleidete Herr, welcher dem Bauer auch völlig dem Bildnis zu gleichen schien, das in der Schenke seiner Heimat den König darstellte, mußte der Beherrscher Englands sein. Ohne weiteres machte er eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und begann diesem „König“ sein Anliegen vorzutragen. Der behäbige Portier hörte lächelnd zu, d. h. er hörte ohne zu verstehen, denn der wallisische Dialekt des Bauern klang ihm so fremd, wie irgend eine Sprache des Auslandes. Es gefiel ihm aber, daß der Bauer ihn mit Sir anredete, und daß in seiner Aussprache offenbar sehr devote Ausdrücke vorkamen.

Während der Bauer noch sprach, trat ein Herr aus dem Hotel und fragte den Portier, ob nicht ein Brief für ihn angekommen wäre. Als dies verneint wurde, murmelte der Herr einige mißbilligende Worte und schritt in gerader Richtung davon. Kaum war er fort, als der Briefträger erschien und dem Portier die für das Hotel bestimmten Briefe überreichte.

„Da ist ja das Schreiben für den Herrn,“ sagte der Portier, die Schriftstücke schnell durchsehend. Ausschauend bemerkte er, daß der Briefträger bereits in ein anderes Haus trat, während der Herr, gemächlich die Straße hinunterschreitend, noch immer zu erblicken war.

„Der wird nun gern den Brief haben wollen“, sagte der Portier zu sich, ohne auf den Bauer zu achten, welcher fortfuhr, ihm die mißlichen Verhältnisse seiner Heimat zu schildern. „Aber nun muß gerade niemand vom Hotelpersonal zu haben sein.“

„Ach, guter Freund“, sagte er zu dem Bauern, „Sie sehen wohl den Herrn dort, der das Hotel eben verlassen hat. Sie erkennen ihn an dem grauen hohen Hut. Möchten Sie ihm nicht einmal nachlaufen und ihm diesen Brief geben?“

Der Bauer nahm den Brief in Empfang und begann sich mehrmals zu verbeugen.

„March fort,“ rief der Portier, halb ärgerlich, halb belustigt, auf den Herrn zeigend.

Der Bauer entfernte sich dann auch in der bezeichneten Richtung, und der Portier sah beide um die Ecke verschwinden. Hatte der Portier den Bauer nicht verstanden, so war auch das Umgekehrte der Fall, Robert Hall war fest davon überzeugt, daß der „König“ ihm sein Gesuch gewährt und ihm wahrscheinlich eine Anweisung auf seine Schatzkammer überreicht hatte. Sobald er um die Ecke gebogen war, — denn früher schickte es sich doch nicht —, öffnete er den Brief, in dem er eine fünfzig-Pfundnote und eine Visitenkarte fand. Auf der Visitenkarte stand der Name „Robert Lake“.

Hier muß nun eingeschaltet werden, daß der Fremde im grauen Hut und Robert Lake Spieler waren, daß sie beide in der vergangenen Nacht beim Baccarat gesessen hatten, und daß der letztere die fünfzig Pfund schuldig geblieben war. Spielschulden sind bekanntlich nach den Anschauungen der Spielerkreise Ehrenschulden, die in 24 Stunden bezahlt werden müssen, und da bei Herrn Robert Lake fünfzig Pfund keine besondere Rolle spielten, so sandte er das Geld sofort in einem einfachen Briefe.

Der Bauer war keinen Augenblick im Zweifel, daß diese fünfzig Pfund als ein Geschenk des Königs für ihn bestimmt waren, umso mehr, als auf der beiliegenden Karte ja die Worte „Robert Lake“ standen, was in deutscher Uebersetzung heißt: „Robert nimm!“ Und der Bauer Robert Hall nahm und reiste nach Hause, tilgte seine Schulden und pries die Güte des Königs in allen Tonarten.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Die silbige Charade: Eifersucht.